

H.F. Gerl

Grauengrün

oder warum es in Irland so viele
Ruinen gibt



© 2020 H.F. Gerl

2. Auflage

Autor: H.F. Gerl

Umschlaggestaltung: H.F. Gerl

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des
Autors: Buchschmiede von Dataform Media
GmbH, Wien

www.buchschmiede.com

ISBN

Paperback: 978-3-99110-489-6

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

*Danke an alle die Menschen,
die an mich glauben.*

*Ich schreibe, weil meine Seele
sonst übergeht vor Ideen.*

H. F. Gerl, 2019

Inhaltsverzeichnis

1	Ankunft.....	7
2	Ahnung	18
3	Grenzen.....	32
4	Lektion	35
5	Fundort.....	46
6	Überreste.....	56
7	Aussicht	66
8	Einsicht.....	75
9	Nacht.....	80
10	Chaos	87
11	Rückkehr	93
12	Unbehagen	101
13	Zweifel	107
14	Nachwort	115

Prolog

Heute habe ich wieder geträumt. Ich wurde noch mehr in eine Sache verstrickt, die unwissende Menschen nur als Traum abtun. Leider ist mir diese Gnade nicht mehr gewährt. Um zu verstehen, warum Träume für mich so schlimm und real sind wie die schrecklichsten Erlebnisse im Wachzustand, warum ich um mein Leben fürchte, wenn ich träume, muss ich zurückgehen zu jenem Tag vor vielen Monaten und die darauf folgenden Erlebnisse, als ich von Dublin aus zu meinem Urlaub auf der Grünen Insel aufbrach.

1 Ankunft

Links fahren!, dachte ich, als wir mit dem gemieteten weißen Ford den Flughafen von Dublin verließen und in Richtung Süden abbogen. Irland hatte mich bei meinem ersten Golf-Urlaub vor etwa zehn Jahren gefangen genommen. Ich mochte die freundlichen Menschen, die Landschaft, die Stimmung ... Einfach alles kam meinem Hang zum Fantastischen und Romantischen entgegen.

Bereits als Jugendlicher hatte ich eine Gesamtausgabe der Werke von E. A. Poe günstig erstanden, E. T. A. Hoffmann verschlungen und Kafka und Meyrink gelesen. Aber nachhaltig beeinflusst hatten mich einige Aufsätze und Berichte, die ich bei meiner Suche nach neuem Lesestoff gefunden hatte. Diese stammten angeblich von einer Universität in Essex County, Massachusetts. Und obwohl ich die Echtheit dieser Texte weder widerlegen noch eindeutig beweisen konnte, hatten ihre Intensität und ihre wahnwitzigen Inhalte meine Sicht auf die Welt und das, was wir als Realität ansehen, geändert. Wie sehr sie mein Leben beeinflussten, war mir am Anfang meiner Reise noch nicht klar.

Obwohl ich mich im Urlaub befand, war es üblich, dass mich der amerikanische Konzern, für den ich arbeitete, auch während meiner freien Zeit für Projektupdates erreichen wollte. Daher war ich erleichtert, dass am ersten Nachmittag unserer Ferien in K.

am Fluss N. ein angekündigtes dringendes geschäftliches Telefonat dann doch nicht stattfand und meine Partnerin und ich uns ungestört dem Besuch des lokalen Schlosses widmen konnten. Das Gebäude selbst war nicht wirklich alt, stand aber, wie ich dem Reiseführer entnahm, auf einer antiken Ruine. Wir konnten zwar einen Teil der Anlage besichtigen, doch immer wieder wurde meine Entdeckungslust in dem feuchten, dunklen Untergeschoss abrupt durch schwere, verschlossene Türen gebremst, auf denen das nichtssagende Schild »Privat« verdeutlichte, dass man die dahinter liegenden Räumlichkeiten nicht zu betreten hatte. Als Kontrast zu den muffigen Mauern genossen wir dann die herrliche Parklandschaft mit saftigen, weiten Wiesen umso mehr.

Auf dem Weg zurück zum Mietwagen fiel mir eine alte Kirche auf, die sich hinter hohen Mauern zu verstecken schien. Umgeben von halb verfallenen Gräbern, dornigen Rosensträuchern und einem eisernen Tor mit einer schweren, rostigen Kette, faszinierte mich der Anblick, der auf mich aber auch gleichzeitig abweisend wirkte. Ein Gerüst, das sich über die gesamte der Straße zugewandten Seite der Kirche zog und bis zur unteren Kante des Daches reichte, deutete auf Restaurationsarbeiten hin, und ein altes, etwas vergilbtes Schild mit dem Aufdruck »Renovation of old spiritual sites by funds of the Club University Logica Theologicum« verwies auf die Auftraggeber derselben.

Trotz des sonnigen Wochentags schien die Baustelle verlassen. Achtlos weggeworfenes Werkzeug und ohne erkennbare Ordnung herumliegende Baumaterialien verliehen dieser Stätte etwa Spontanes. Doch das Gras, das sich über die Szenerie ausgebreitet hatte, sowie der Rost, den viele der eisernen Gerätschaften angesetzt hatten, standen im Kontrast zu meinem ersten Eindruck.

Da wir unserem Zeitplan für diesen Tag bereits etwas hinterherhinkten, verdrängte ich das seltsame, verwirrende Gefühl, das mich beim Anblick dieser Szenerie beschlich, und konzentrierte mich auf die bevorstehende Fahrt über die viel zu engen Landstraßen, auf denen nur eineinhalb Autos nebeneinander Platz fanden. Hier stellten selbst kurze Strecken eine enorme Herausforderung an Geschicklichkeit, Mut und Konzentration des Wagenlenkers dar. Besonders dann, wenn die Mitfahrerin nicht entspannt die traumhafte Landschaft betrachtete, sondern immerfort den Fahrstil kritisch kommentierte.

Das Navigationsgerät des Autos präsentierte mir mehrere Orte, deren Namen mit dem unseres Zielortes der heutigen Tagesetappe identisch waren. Als ich schließlich zwischen zwei Orten wählen musste, die in etwa gleich weit von unserem derzeitigen Standpunkt entfernt lagen, wählte ich den falschen, was zu drei Dingen führte: einem Umweg von rund einhundert Kilometern, einer späten Ankunft in C. und einer ziemlich schlechten Laune meiner Begleiterin. Ich wollte mir den Urlaub aber nicht bereits am

ersten Tag durch einen Streit vermiesen und fuhr, nachdem wir den Irrtum bemerkt hatten, den Rest des Weges schweigend weiter.

Endlich in C. angekommen, verbesserte der herzliche Empfang der Besitzer des B&B meine Stimmung nur unwesentlich, und so gönnte ich mir etwas Zeit, um allein die nähere Gegend zu erkunden. Ich schlenderte nach Norden, vorbei an verfallenen Geschäftsportalen und einfachen, aber abweisenden Häuserfronten. Die eintönigen Ziegelfassaden waren schmutzig und schmucklos, die Pflanzen in den Blumenkästen, so überhaupt welche vorhanden waren, erinnerten eher an Unkraut als an Blumenschmuck. An den verdreckten Auslagen erkannte ich, dass die meisten Geschäfte schon seit einiger Zeit geschlossen waren, und der einzige offene Laden, ein Mobiltelefon Shop, war ohne Kundschaft. Sein Besitzer starrte missmutig unter seinem Sikh Turban auf die Straße.

Trotz meiner Müdigkeit und der beginnenden Kopfschmerzen erregten eine alte Steinmauer und ein offenes Tor meine Aufmerksamkeit. Das Tageslicht schien hier trübe wie in der Abenddämmerung oder eher wie an einem sonnigen Tag, an welchem sich bleifarbene Regenwolken vor die Sonne schoben und das Licht verzerrten. Das trübe, gelbliche Licht hinterließ nur helle über dunklen Schatten. Nachdem ich in Gedanken versunken durch das schmiedeeiserne Tor geschritten war, fand ich mich auf einem verlassenen Friedhof wieder. An vielen Stellen wiesen die teilweise von Pflanzen überwucherten Grabsteine

eine bedenkliche Neigung auf oder waren bereits umgefallen. Den eingravierten Angaben zu Geburts- und Todestag der Verstorbenen entnahm ich, dass die letzten Bestattungen hier wohl vor etwas mehr als eineinhalb Jahrhunderten erfolgt waren.

Einer dieser Grabsteine erregte mein besonderes Interesse. Obwohl stark stilisierte keltische Kreuze das Maximum an christlicher Symbolik auf diesem Friedhof darstellten, konnte man seine Form als außergewöhnlich bezeichnen. Dieser eine Grabstein, der selbst hier, in dieser morbiden Stimmung, ins Auge stach, ließ sich als eine sechskantige, etwa 1,10 Meter hohe Säule beschreiben, die aussah, als sei sie kurz davor, umzufallen. Als ich mich näherte, wurde mir jedoch bewusst, dass es sich dabei wohl eher um eine Sinnestäuschung handelte, denn aus einem anderen Winkel betrachtet schien der Grabstein aufrecht zu stehen. Auch konnte man die Kanten und Proportionen auf keinen Fall gleichmäßig nennen. Die Winkel und Seiten wirkten verzerrt, und je nach Blickwinkel erweckten sie den Eindruck, entweder widerwillig aufeinander zuzustreben oder sich hastig voneinander zu entfernen. Die Grundgeometrie erinnerte mich trotz allem noch an die bekannten Basaltsäulen Irlands.

Auf der dem Weg abgewandten Seite fand ich eine Inschrift, die teilweise von einer Art Schleimpilz überzogen war. Nachdem ich diesen vorsichtig mit einem Taschentuch entfernt hatte, sah ich in den harten Stein eingravierte Buchstaben und Ziffern, die

noch immer leidlich lesbar waren. In lateinischer Schrift konnte ich »FLAVIUS CTHUGNHF 561 AD« entziffern. Darunter erblickte ich ein eingeritztes Zeichen, das an einen Tannenast erinnerte, der aber nur fünf Zweige und eine Spitze hatte.

Der Zweig schien erst später eingeritzt worden zu sein. Er war nicht groß, aber man hatte sich sichtlich Mühe gegeben, um ihn sorgfältig und genau anzubringen. Das diesige Licht und der anstrengende Tag forderten schließlich ihren Tribut. Obwohl mich ein dumpfer Schmerz quälte, der durch die bleierne Müdigkeit an die Oberfläche drängte, wollte ich diese Entdeckung später nochmals durchdenken, und so versuchte ich, in meinem Gehirn Notizen des Erlebten zur späteren Verwendung abzulegen. Notizen, die sich wie kleine, hässliche, vergilbte Fetzen anfühlten. Flavius – lateinisch. CTHUGNHF – klingt nicht wie Gälisch. Gestorben – 100 Jahre nach St. Patrick. All das stand fragmentarisch auf alten, schmutzigen Post-Its meines Gehirns, ehe ich sie in einer Lade meiner Erinnerungen sorgsam wegspergte.

Ich taumelte an der Mauer einer alten Kirche, die ich erst jetzt bemerkte, entlang zum Ausgang des Geländes. Meine Kopfschmerzen wurden schlimmer und ich nahm nur mehr am Rande des dumpfen Gefühls wahr, dass diese Kirche genauso verlassen wie jene in K. wirkte. Das Schild »Property of the Club University Logica Theologicum« las ich nur noch unterbewusst mit meinen müden, fiebrigen Sinnen, dann wankte ich durch das schmiedeeiserne Tor nach

draußen und stützte mich an der Wand eines der Gebäude in der Straße ab. Die feuchte Kälte der Mauer, die meinen Körper erreichte, klärte meine Gedanken und ich schrieb die Gefühle und die Angst, die mich gerade eben befallen hatten, meinem ermatteten Zustand nach der anstrengenden Anreise zu.

Im Vorraum des B&B angekommen, lief ich der Eigentümerin über den Weg, die soeben aus der Küche trat.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte sie mich mit einem freundlichen Lächeln. »Sie sehen etwas müde aus. Wollen Sie vielleicht eine Tasse Tee?«

»Ja, danke. Das wäre sehr nett«, erwiderte ich. »Der Besuch auf dem alten Friedhof am Ende der Straße hat mich etwas erschöpft.«

Von einem Augenblick auf den anderen versteinerte sich die Miene der Frau, ihre Lippen pressten sich fest aufeinander und ihre Augen wanderten suchend durch den Raum. Es schien, als ob sie es plötzlich vermeiden wollte, mich anzusehen.

»Einen Moment ... ich glaube, mein Mann hat gerade nach mir gerufen«, sagte sie plötzlich, und bereits halb durch die Küchentür verschwunden, meinte sie noch hastig: »Ihren Tee müssen wir leider auf morgen Früh verschieben.«

Erstaunt und verwirrt zugleich stand ich allein im Flur und starrte noch sekundenlang auf die verschlossene Küchentür. Dann begab ich mich aufs Zimmer, um meine Partnerin abzuholen.

Unser Dinner nahmen wir in einem gemütlichen Pub nicht unweit unserer Herberge ein. L. und ich waren seit rund acht Jahren zusammen. Wir waren beide sehr unterschiedlich. Ich war Mitte 50, ein etwas verschrobener Physiker und hedonistischer Mensch, der eine melancholische und teilweise sogar esoterische Ader hatte. Mein Beruf im Vertrieb einer amerikanischen Firma machte mich sehr unglücklich. L. hingegen war intelligent, sportlich, sehr praxisorientiert und manchmal auch etwas schwierig. Sie sah viele Dinge nur aus ihrer Perspektive, und was nicht in ihr Weltbild passte, konnte nicht richtig oder wahr sein. Trotzdem genossen wir den gemeinsamen Urlaub, auch wenn ich ihre häufigen Provokationen überhören musste, weil mir die dabei entstehenden Diskussionen zu anstrengend waren. Dieser Abend verlief jedoch entspannt, und wie so oft verhielten wir uns beide, als wenn nichts gewesen wäre.

Nach einer wirren Nacht, in der mich unbestimmte Träume nur flach und unruhig schlafen ließen, packten L. und ich das Wenige, das wir für diesen kurzen Aufenthalt gebraucht hatten, in unseren Koffer zurück und begaben uns zum Frühstücksraum. Am oberen Treppenabsatz bemerkte ich, dass ich die Geldbörse auf dem Nachtkästchen vergessen hatte, und ging ins Zimmer zurück, um sie zu holen.

Beim Verlassen des Raums rutschte mir der Zimmerschlüssel aus der Hand und landete direkt vor der Tür auf dem Flur. Ich bückte mich danach und wollte mich gerade wiederaufrichten, da sah ich am unteren Ende der Tür eine etwa zwei Zentimeter große Markierung. Ihre Form veranlasste mich, sie genauer zu betrachten, denn sie ähnelte exakt dem Symbol, das ich am Vorabend auf dem Grabstein entdeckt hatte. Ich fuhr mit der Fingerspitze über die Zeichnung und bemerkte erstaunt, dass sie frisch war. Die rötlich-dunkle Farbe, die an jenen Stellen, wo sie schon angetrocknet war, ins Braune wechselte, ließ sich mit dem Finger noch wegwischen. Ich nahm mir vor, die Hausbesitzer darauf anzusprechen.

Wir bekamen ein hervorragendes irisches Frühstück, das aus dem üblichen Tee, dazu Toast, Butter, Ginger-Jelly und natürlich Bohnen, Eiern und Black Pudding bestand, von dem ich wusste, dass er bei uns zu Hause »Blutwurst« genannt wurde. Beim Anblick der dunkelroten, fast ins Bräunlich gehenden Spuren, die dieser auf meinem Teller hinterließ, verging mir der Appetit und ich beschränkte mein Frühstück auf Toast, Eier, Butter und Jelly.

Der Besitzer und seine Frau waren ein nettes älteres Paar, beide eher klein und rundlich, mit einem freundlichen Lächeln im Gesicht. Sie setzten sich zu uns an den Tisch, erzählten uns begeistert von ihrem Sohn, der in Dublin Technik studierte, und zeigten uns Fotos. Das seltsame Verhalten der Hausfrau am Vorabend schien vergessen.

Kurz bevor ich das letzte Stück Toast zu mir nahm, griff ich zur Morgenzeitung, die neben dem Tablett lag, und malte mit einem Kugelschreiber das Zeichen, das mir nun schon zum zweiten Mal begegnet war, auf den Rand.

»Was zeichnen Sie denn da Schönes?«, fragte der Hausherr und beugte sich neugierig über den Tisch.

»Nur etwas, das ich innerhalb kurzer Zeit zweimal gesehen habe: gestern Nachmittag am Friedhof am Ende der Straße und heute Morgen direkt unter unserer Zimmertür. Können Sie vielleicht damit etwas anfangen?«

Der Hausherr starrte das Zweigsymbol an und hustete, als ob er einen zu heißen Schluck Tee getrunken hätte. Sein Lächeln verschwand aus seinem Gesicht und wich einer ausdruckslosen Miene. Seine Frau ließ ihren Löffel auf den Tisch fallen.

»Nein ... nein, bedaure«, erwiderte der Mann und räusperte sich mit einem krächzenden Laut. »Ich kenne dieses Zeichen nicht. Wenn Sie dann wegfahren«, fügte er kurz angebunden hinzu, »wird Ihre Rechnung unten beim Ausgang liegen. Meine Frau und ich müssen dringend etwas erledigen. Unterschreiben Sie nur den Beleg, den Rest machen Sie dann mit unserer Kreditkartenfirma aus.«

Die Herzlichkeit der beiden, die sie am Beginn des Frühstücks noch ausgestrahlt hatten, war gänzlich einer fast schon feindseligen Nüchternheit gewichen.

Beide hatten es plötzlich sehr eilig, den Raum zu verlassen, und ich hörte, wie sie die Treppen nach oben eilten.

Als meine Begleiterin und ich in das Zimmer zurückkehrten, blickte ich neugierig auf die besagte Stelle am Boden. Irgendjemand hatte offensichtlich hastig versucht, das Zeichen von der Tür zu entfernen, wie sich noch an den rötlichbraunen Wischspuren erkennen ließ.

Den Weg mit unserem Gepäck vom B&B zum Auto kann man nur als gespenstisch beschreiben. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass das Gebäude und seine Besitzer den Atem anhielten, bis wir abfuhren, so still und ruhig war es in der Gasse und um das Haus.

2 Ahnung

Bei der nächsten Tagesetappe machten wir in C., der bekannten Hafenstadt im Süden Irlands, Rast und genossen unser Mittagessen. Danach fuhren wir weiter in Richtung K., einen Fischerort, der unweit einer pittoresken Halbinsel lag, auf der ich vor Jahren eine fantastische Runde Golf gespielt hatte.

Während der Fahrt schwärmte ich meiner Freundin von dieser Halbinsel vor, die beinahe einer Insel gleicht. Sie steht wie ein Block im Meer, misst rund ein mal ein Kilometer und hat steil abfallende Kanten, die sich mindestens 60 Meter aus dem Meer erheben. Die Halbinsel und das Festland verbindet ein maximal 200 Meter breiter Landstreifen, der an seiner engsten Stelle steil zum Meer abfällt und nicht mehr als etwa 50 Meter ebene Fläche auf seiner Krone trägt. Der Sage nach lag auf der Insel früher eine keltische Festung, die später als Kloster diente. Von allem waren heute nur noch Ruinen zu sehen.

Ich merkte, dass L. nur mit halbem Ohr zuhörte, als ich gedankenverloren sagte: »Ich habe noch keinen Ort gesehen, an dem es derart viele zerstörte Kirchen und Klöster gibt.«

»Ich dachte, Irland sei ein zutiefst katholisches Land?« Sie murmelte nur. »Ich hoffe bloß, in K. gibt es mehr zu sehen.«

Ich wusste, dass sie damit eine Möglichkeit zum Shoppen meinte.

Der Ort erinnerte mich bei unserer Ankunft an eine kleine, irische Version von Nizza. Am Hafen gab es Jachten und Boutiquen für die Besitzer dieser Boote – oder besser gesagt: für ihre weiblichen Begleitungen – sowie etliche Bars und Restaurants. L. war mit einem Male deutlich munterer und aufgeweckter. Wir vereinbarten, dass sie zum Shoppen gehen sollte, während ich den Ort erkundete, und beschlossen, uns gegen 15:00 Uhr in einer Bar am Hafen zu treffen.

Ich wanderte an zahlreichen alten Häusern vorbei und bemerkte, dass immer weniger Touristen und dafür vermehrt Einheimische die Straße säumten. Die Mehrzahl der Gebäude schien mindestens 200 Jahre alt zu sein. Die ältesten von ihnen waren alte, schwarze Holzfachwerk-Konstruktionen mit weißem Kalk-Lehm in den Zwischenräumen. Wann immer ich mir eines dieser Häuser näher ansehen wollte, hatte ich das Gefühl, dass mich die Einheimischen aus seltsam feindseligen Augen beobachteten.

Beinahe ohne es zu bemerken, erklomm ich die kleine Anhöhe im Ort und stand alsbald ein weiteres Mal vor einer Mauer, die einen Friedhof einfasste, der wiederum eine Kirche umrahmte. Das Gebäude sah einfach und bescheiden aus. Aufgrund der Schmucklosigkeit ließ sich der Baustil nur schwer bestimmen. Die Außenmauer bestand aus groben Steinen. Mit Ausnahme ihrer großen, bunten Fenster auf der dem Meer zugewandten Seite wirkte sie fast unscheinbar.

Ich machte einige Aufnahmen mit meinem Smartphone und bemerkte, dass sich am Friedhof flache Erdgräber mit sarkophagähnlichen Konstruktionen abwechselten. Der Umstand, dass man in dem weichen Boden, der Erdbestattungen zuließ, diese oberirdischen, sehr alten Steinsärge verwendete, verwunderte mich.

Vielleicht hat man hier ja besonders wohlhabende Bürger begraben, dachte ich bei mir, und auf diese Weise versucht, Grabräuber abzuhalten. Ein anderer Gedanke, der sich mir beinahe gleichzeitig aufdrängte – Was, wenn diese Steinsärge irgendetwas am Ausbrechen hindern sollen? – ängstigte mich so sehr, dass ich ihn sogleich mit aller Kraft von mir wies. Mir fiel auf, dass nicht einmal die Kirchturmspitze ein Kreuz trug. Eine Art Froschkulptur thronte auf der Spitze, und der Wind sorgte dafür, dass ich sie nicht von vorne, sondern nur von hinten oder schräg von rückwärts sehen konnte.

Im Inneren der Kirche setzte sich der kahle und schmucklose Eindruck fort. Die Seeseite mit ihren großen Fenstern stand in Kontrast zu der gegenüberliegenden kargen weißen Wand, die nur durch kleine, schießschartenartige Fenster unterbrochen war. Die gut gepflegten bunten Fenster brachen das trübe Licht des irischen Nachmittags und zauberten seltsame Effekte auf die groben Bänke und die dem Land zugewandte Seite des Raums. Die Glasfenster schienen schon alt zu sein und die Motive stellten Szenen aus dem Umfeld der Mitglieder dieser Kirche